

(Nachdruck verboten.)

Herrn Zickendrath's Pensionäre.

20) Roman von D. Eugen Thossan.

„In fünf Minuten wird er zur Stelle sein. Ich lebe hier wie der Sultan.“

Es dauerte zwar zehn Minuten, aber der Kaffee war dafür desto besser. Die Frau Meistern hatte schon erfahren, daß Frihe Besuch hatte, und sich besonders angestrengt.

Seitdem besuchte Karl seinen Freund regelmäßig des Sonntags und zwischendurch noch manchmal in der Woche nach Feierabend. Frihe blieb so stets auf dem Laufenden über die Entwicklung der Pension Zickendrath.

Es war erstaunlich, wie sie gedieh, seit er ihr den Rücken gewandt hatte. Es kam ihm selbst manchmal der Gedanke, ob diese beiden Dinge nicht am Ende in einem ursächlichen Zusammenhange stünden. Für Herrn Zickendrath war das über allen Zweifel erhaben.

„Der Kerl hat mir die ganze Methode gestört“, sagte er mehr als einmal. „Jetzt, wo wir ihn los sind, geht alles wie am Schnürchen.“

Noch mitten im Sommersemester wurden zwei neue Pensionäre aufgenommen, die in ihrem früheren Bewußtsein nicht hatten gut thun wollen. Das Vertrauen des Direktors in die erzieherischen Qualitäten Herrn Zickendrath's schien von Tag zu Tag zu wachsen.

Zu Micheli mußte thatächlich eine andere Wohnung genommen werden, weil die alte nicht mehr ausreichte. Man mietete in derselben Straße, zwei Häuser weiter, eine große erste Etage und ging mit dem stattlichen Bestand von sieben Jünglingen in den Winter hinein. Ein Dienstmädchen wurde angenommen, das von Herrn Zickendrath konsequent „unsere Köchin“ genannt wurde, obgleich es keine Lasse Kaffee brauen konnte; und Frau Zickendrath konnte einen lange gehegten Lieblingswunsch erfüllen und sich Portiären in die Wohnstube kaufen, die seit der Ueberfiedelung in das neue Logis offiziell das Speisezimmer hieß. Für das eigentliche intimere Familienleben war noch ein kleines Stübchen hinter der Küche vorhanden.

Am wenigsten wurde zwischen Karl und Frihe von Manni gesprochen. Frihe fragte nicht und Karl, obgleich er oft eine innere Nöthigung dazu verspürte, wagte nicht davon anzufangen. Bis ein großes Ereigniß diese künstliche Schranke zwischen den beiden Freunden einriß.

Manni verlobte sich — mit dem Gymnasial-Oberlehrer Dr. Oberländer.

Das geschah kurz vor Ostern. Frihe hatte sich in den Feuerpfeilen und damit in der ganzen niederen Schlosserei soweit vervollkommen, daß er nun mit gutem Gewissen und einer soliden Grundlage des Polytechnikum beziehen konnte.

Der Holzkoffer war schon gepackt, als Karl an einem Sonnabendmittag Frihe die Verlobungsanzeige in einem geschlossenen Umschlag zuschickte. Am Abend kam er selbst.

Er setzte sich auf den einzigen wohl erhaltenen Stuhl, den die Stube aufwies und zog in sichtlich Verlegenheit an einer tiefschwarzen Zigarre, die ihm sein Chef zur Feier des Tages geschenkt hatte. Frihe lag wieder auf seinem Feldbett, hatte, gleichsam um seiner vollkommenen Seelenruhe einen äußerlich sichtbaren Ausdruck zu geben, die Beine schräg aufwärts wider die Wand gestemmt und wartete darauf, daß Karl den Diskurs beginnen sollte.

Der entschloß sich denn auch schließlich dazu.

„Weißt Du, offen gestanden, ich hatte immer gedacht, Du . . .“

„Was denn?“

„Na ja, es wäre was zwischen Manni und Dir.“

„Es war auch was zwischen uns.“

„Und?“

„Ja, es war eben etwas dazwischen.“

Es entstand eine Pause voller Spannung.

„Du willst es nicht sagen,“ fing Karl dann wieder an, etwas bekümmert über Frihe's Mangel an Vertrauen.

„O ja, ich wollte schon. Aber ich weiß nicht recht, wie ich es anfangen soll . . . Ich will versuchen, es Dir an einem Gleichniß klar zu machen, aus dem Technischen. Wenn

wir eine Wasserleitung angelegt haben, darf sie nicht eher in Gebrauch genommen werden, als bis sie geprobt ist, ob sie auch den Druck aushält. Abdrücken nennen wir das. Ich bin noch nicht abgedrückt, siehst Du. Und deshalb hatte sie kein Zutrauen zu mir . . . Hast Du das kapirt?“

„Ne.“

„Na, denn nicht.“

Nach einer abermaligen Pause sagte Karl mit aller Bestimmtheit:

„Du, das hast Du vom Kantor.“

Frihe nickte, erstaunt über Karl's Zündigkeit.

„Allerdings. Das heißt den Gedanken. Das Gleichniß ist von mir.“

„Darauf brauchst Du Dir nicht viel einzubilden. Und darauf, daß Du den Gedanken dem Kantor nachschwafest, auch nicht. Ich weiß nicht, ich an Deiner Stelle . . .“

Er hielt es doch für gerathener, zu verschweigen, was er gekhan hätte. Wenn man von der eigenen Schwester spricht, hat das sein Mißliches.

„Jedenfalls paßt mir diese Verlobung nicht so recht. Ich denke mir, nun wird die Schulmeisterei zu Hause noch immer toller werden.“

Frihe lachte vergnügt.

„Das wird sie wohl. Die Methode werden sie wohl jetzt immer besser rauskriegen.“

Karl vermochte sich noch nicht mit zu freuen.

„Scheußlich!“ knurrte er.

„Na, ein Gutes hat die Sache ja doch auch. Du siehst doch, es geht, es geht geradezu glänzend. Paß mal auf, das wird von Jahr zu Jahr noch besser. Und wenn Dein Alter dabei ein Stück Geld zurücklegt — was?“

Karl schüttelte immer noch den Kopf.

„Schade ist es aber doch. Ein gutes Mädel ist sie.“

„Ja, das ist sie,“ stimmte Frihe aus vollem Herzen zu.

„Und deshalb sollten wir uns eigentlich freuen, daß es so gekommen ist. Denn weißt Du, so eine ernstliche Liebe und wir . . . dazu sind wir doch noch zu . . . wie soll ich sagen? . . . zu sehr, junge Hunde.“

„Erlaube mal!“ rief Karl fast böse. Er hatte nämlich auch schon so was Heimliches, aber für's Leben. Seine Ent-rüstung legte sich indeß bald wieder und machte einer leichten Ironie Platz.

„Nun ja, das kennen wir ja schon an Dir. Du hast ja schon immer so eine erwachsene Art gehabt, so was Bedächtiges Klugschneckiges. Du spielst Dich eben gern ein bisschen auf den Philosophen hinaus.“

„Um Gotteswillen!“ wehrte Frihe mit beiden Händen und dachte an den Philosophen, von dem ihm der Kantor erzählt hatte.

XIX.

Frihe hatte ganz aufrichtig gehandelt, als er sich gegen seine Einordnung in die Klasse der Philosophen sträubte.

Er wußte es besser, wie es um ihn bestellt war. Bei seiner ganzen, Karl gegenüber zur Schau getragenen kühlen Erhabenheit war ein gut Theil Verstellung mit untergelaufen.

Am selben Abend noch, nachdem Karl sich entfernt hatte, schwand die Maske, und er benahm sich höchst unphilosophisch. Zuerst saß er noch eine Weile auf seinem Bett so, wie ihn Karl verlassen hatte, dann erhob er sich und machte eine längere Promenade durch seine Kammer und zuletzt blieb er vom Bichte abgewandt am Fenster stehen und drückte die Stirn gegen die Scheiben.

Was junge Leute von zwanzig Jahren in dieser durch das Herkommen geheiligten Stellung zu empfinden pflegen, wenn sich am selben Tage ein gewisses Mädchen anderweitig verlobt hat, das weiß jeder halbwegs erfahrene Mensch.

Nachdem er jedoch diesen gewöhnlichen Anfall überwunden hatte, schwang er sich zu einem ungewöhnlichen Entschluß auf. Karl hatte durchaus recht, wenn er sagte: „Sie ist ein gutes Mädchen.“ Und deshalb würde er einen Besuch im Zickendrath'schen Hause machen und ihr seine Glückwünsche selbst überbringen. Aber das war höchstens ein Formfehler. Ein gutes Mädchen war sie doch. Und er würde hingehen.

Gleich am nächsten Tage gegen elf Uhr begann er, sich in seinen schwarzen Staat zu werfen. Seit dem Examen

hatte er ihn nicht wieder angehabt. Aber als er bis zum Umlegen der Kravatte gekommen war, besann er sich anders.

So um die Mittagszeit zu gehen, schien ihm plötzlich nicht ganz angebracht. So feierlich brauchte er es nicht anzufassen. Er hatte ihr ja gewissermaßen näher gestanden. Da paßte wohl die Zeit um vier Uhr Nachmittags besser. Ganz entschieden. Und er puppte sich mit merkwürdiger Erleichterung schleunigst wieder aus.

Ueberhaupt — weshalb sollte er gerade in Schwarz kommen? Es war doch kein Kondolenzbesuch. Wahrhaftig nicht, so sagte er es nicht auf. Und es würde dem Zusammenreffen viel von der ihm doch einmal anhaftenden Feinlichkeit nehmen, wenn er so ganz familiär in seinem gewöhnlichen Sonntagsanzug antrat. Auch das wurde endgiltig genehmigt, und um vier Uhr und ein Viertel stand er vor Zidenrath's neuer Wohnung.

Er stieg die eine Treppe hinauf. Das Erste, was ihm auffiel, war der von ihm herrührende Drücker zur elektrischen Klingel. Die Leitung hatten sie also mitgenommen. Wenigstens etwas von ihm, was sie gebrauchen konnten. Aber es wurde keine gehässige Anwendung in ihm rege. Im Gegenteil, es rührte ihn so ein ganz klein wenig. Und dann kippete er auf seinen Drücker. Fast gleichzeitig durchfuhr ihn der Gedanke: Wenn nur der Alte nicht aufmacht! Er hatte ihn noch nicht in seiner vollständigen Schrecklichkeit ausgedacht, da war es auch schon Thatsache.

Ein blühendes Gesicht machte er übrigens, Herr Zidenrath, als er seines ehemaligen Zöglings ansichtig wurde.

Das gab Freigen sein Gleichgewicht zurück. Er streckte dem verdunkelten Alten ganz unverfroren seine Hand hin und gratulierte ihm.

„Außerdem möchte ich auch Fräulein Manni meine Wünsche zu Füßen legen.“ Dieses „zu Füßen legen“ brachte er vollkommen weltmännisch heraus und freute sich im Stillen darüber.

Es blieb Herrn Zidenrath nichts Anderes übrig, als den unerwarteten Besucher einzulassen. Aber es kam Fritze doch so vor, als ob im letzten Moment, ehe er sich umdrehte, um vorauszuweichen, ein schadenfroher Blick über seine bis dahin ganz in Verlegenheit getauchte Visage gequält wäre. Jedenfalls öffnete er die Thüre zum „Speisezimmer“ weit genug. Eine direkte Unhöflichkeit ließ er sich nicht zu Schulden kommen. Fritze trat näher — und wäre am liebsten sofort wieder umgekehrt.

(Schluß folgt.)

Sonntagsplauderei.

Die Nervosität, ein Merkmal unserer Tage, hat sich nunmehr auf alle drei Präsidenten des Reichstags erstreckt. Den Ton, das Temperament der Redner möchte man ängstlich wägen und prüfen; es fehlt nicht viel, und es wird ein Merkmal für Präsidenten notwendig sein, worin eine ganze Sammlung fester Regeln enthalten ist. Nach diesen Merkmalen wird zu bestimmen sein, wann ein Redner, wenn er ungebührlich oder vielleicht aufgeregter im Ton eingeleitet hat, in mildväterlicher Weise auf den rechten Weg zu leiten sei; wann ein energisches Erziehungsmittel angewendet werden müsse; und endlich, wann der Meister die Parlamentsgesellen kategorisch in Ordnung, Sitte und Bescheidenheit zu halten habe.

Manche meinen, es sei gar nicht Nervosität, wenn die jeweiligen Vorsitzenden wie die Schieffhunde aufpassen, ob nicht da oder dort ein ungehöriges, weil ungeäußertes Wort aufzuschnappen sei. Man wolle vielmehr ernstlich und vorbedacht es verhindern, daß bei uns so kraute parlamentarische Zustände entstehen, wie anderswo. Wenn man bedenkt, wie der Charakter des deutschen Parlamentarierers ausschweifend ist, wie er maßlos zu Leidenschaft und Gewaltthaten neigt, wie zur Zeit das Leben im Ballothaus am königlichen Platz alle Gedanken und Empfindungen der deutschen Nation aufwühlt und erschütterte, so möchte man solcher vorbeugenden Weisheit sein Kompliment machen.

Nicht jeder Regierende kann es so gut haben, wie in Wien drüben der Graf Thun. Dem sagte das ungebürdige Parlament, wir spielen nun einmal nicht mit, mein lieber Graf. Und als die Opposition von ihm wich und verdrossen abseits rückte, da erwiderte er: Gut, meine lieben Mitländer. So spiele ich mein Regierungsspiel absolut. Im Gäulniprozess, den die Wiener Herrschaft gegenwärtig durchmacht, ist die parlamentarische Auffassung der Wiener Opposition eine der tollsten Erscheinungen. Man richtet sich fast nach dem Klopsevers: „Ich bin beleidigt worden, ich gehe.“ Erste Zeiten bringen unsere Männer hervor, so sagt man. Sprachweisheit, wie bist Du manchmal so billig!

Wiel würdevoller weiß da die Stadt Berlin, die bürgermeisterlose, die schreckliche Zeit zu ertragen. Hier lernt man es kennen, wie man sich mit echter Geduld wappnet. Wie hatte man sich in der freudigen

Hoffnung gewiegt. Kirchner's Bestätigung neben Ordenspenden und anderen Gnadenbeweisen bezeichnet zu finden. Aber der beredte „Reichsanzeiger“ hatte geschwiegen. Neuer Kummer überschlich die Räte der Stadt. Man war schmerzlich gerührt. Aber der Schmerz äußerte sich nicht im knabenhaften Grimm oder in läppiger Ungeduld. Man ertrug ihn mit männlicher Fassung. Es war sozusagen ein edel stilisierter Schmerz. Wer so mannhaft ergehen ausbarret, wird endlich getront. Das ist der Trost, an dem man sich aufrichtet.

In den Vertrauungskünsten giebt es Virtuosen bei uns. Eines so hochmögenden Herrn, dem unser ganzes öffentliches Leben wie eine Sonnenbeschiedene, lachend-grüne Au vorlief, sei hier nicht gedacht. Kann Posadowsky aus heiterem Optimismus so urtheilen, so begreift der heftig-cholerische Herr von Podbielski nicht, wie es einem Unterbeamten nur einfallen könne, nicht Alles in seinem Beruf vortrefflich zu finden. Was fehlt ihm denn eigentlich? Wer ist um sein Wohl inniger besorgt, als der Vorgesetzte? Ist seine Thätigkeit nicht so sorgfältig geregelt, daß er keine Langeweile zu leiden braucht? Wenn er dann noch unzufrieden ist, so ist er ein undankbarer Nichter. Was soll man mit großgrämigen Leuten? Hübsch freundlich lächeln, wie beim Photographen, das fördert mehr. Wenn heitere, allzeit vergnügliche Mienen sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort. Treppauf, treppab, oder über den Bärentisch gebeugt, das gilt gleich. Nur immer lustig, wie Johann, der mantere Seifenfieber. Das macht beliebt bei den Menschen und insbesondere bei den Vorgesetzten, die zwar streng, aber gerecht sind.

Vertraut werden im Augenblick auch die Berliner Klageweiber, die vorgeitig um den Stolz Berlins, den Thiergarten, jammern. Da Berlin sonst nicht solche Schätze und Schönheiten aufzuweisen hat, wie ältere Kulturmittelpunkte, so rühmte man sich gern der grünenden Pracht Berlins, die auf rauhem märkischen Boden entstanden war. Und inmitten dieser Pracht, die im ersten Frühling und im Frühsommer den erquicklichen Namen für Berlin abgegeben hatte, galt unser Thiergarten mit seinen verschwiegenen Waldpartien obenan. Aber auch der alte Karl, das einstige Jagdgehege vor dem Brandenburger Thor soll eine Veränderung erfahren. Sentimentale Schwärmer für stille Landschaften können das freilich nicht begreifen, und weil bisher ein paar tausend Stämme niedergeschlagen und die Scheiter in Waldern aufgeschichtet wurden, wie am Harz oder sonst irgendwo im Waldgebirge, so winseln sie, als sei eine Lebensader Berlins unterbunden. Die Thiergarten-Verwaltung hat sich der Besinnerten erbarnt und ihnen aufläuternden Trost geschaffen.

Da erschäht man denn erst, welche Läden dieser wilde Thiergarten besessen habe. Wer hätte das von ihm gedacht. Schon die verschwiegenen Waldpartien sind an sich nicht unverdächtig. Wie leicht finden darin allerlei lästige Gezellen Unterschlupf, abgesehen von dem Schaden für die öffentliche Sittlichkeit, den solche Zusammenkunftsorte für verlebte Paare nach sich ziehen. Aber mehr als das! Man muß den Dunkelmännern der Gegenwart, die der leuchtenden Sonne auszuweichen und im heimlichen Waldhatten sich zu ergehen lieben, die hygienischen Vortheile eines sonnigen Thiergartens vorhalten. Sonnenbäder, sie sind's, was uns fehlt. Im trüben Schatten schleichen, während draußen die gestellte Sonnengluth niederprallt, ist eines aufrechten, freien Mannes so wenig würdig, wie es nach unserem Herrn v. Stumm einen Papieren verdrücken muß, bei der Wahl einen heimlich beschriebenen Zettel abzugeben, statt offen vor aller Welt sich zu bekennen. Und was gedeiht nicht alles in diesem verderblichen Schatten! Vöge Miasmen entwidelten sich in dem Urwaldbüschel. Wir wußten wirklich nicht, welche tropischen bösen Nachbar wir an unserem Thiergarten hatten. Die feinen Herrschaften, die an seinen Rändern ihre stolzen Villen aufgebaut hatten, mußten sich nicht selten die verdöhrten Nasen zuhalten, die sonst nur Wohlgerüche und Parfüms zu losen bekommen. Ja, für Kinder war es an manchen Stellen nicht einmal rathsam zu spielen. Wegen der Fieberdünste, die aus feucht-schwülem Boden aufschwärmten.

Darum ist es ganz richtig, daß man dem bösen Thiergarten gründlich zu Leibe rät. Sonne und Luft müssen diesen stidigen Gesehden durchfluten. Die vordringliche Vegetation muß auf ein gescheitenes Maß zurückgeführt werden. Wenn man im wirklichen freien Wald sich bewegt, ist es da für ein Auge, das die Gleichmäßigkeit vor allem liebt, nicht genierlich, zu sehen, wie sich die Stämme nicht wie ein Regiment Soldaten in Reih und Glied stellen wollen. Hier läßt ein Baum seitwärts mit seinem Geäst aus und beeinträchtigt die gerade Linie. Dort springt ein Knorr, ein gedrungenes Knubben hervor; und unter sich zu Füßen spürt man allerlei Pflanzengelichter und bricht sich durch Farnen die Bahn. Leuten, die sich gern verliegen und verträumen, mögen diese lühelnden Waldbeschauer willkommen sein. Doch den streng geregelten Geist inkonmodiren sie, und am Ende werden noch die Schuße schmutzig, wenn man ein Weichen auf feuchtem Waldboden wandert.

So ist der Kampf gegen den Waldcharakter des Thiergartens zugleich ein Kampf für reinliches Gleichmaß und Ordnung. Dessen sollten sich die Berliner freuen, statt zu klagen. Sonne wird den Thiergarten in alle Winkel hin durchleuchten; die feuchte Kühle wird dem Boden genommen werden, daß kein unfauberes Pflanzengewuder daraus entstehe. Frei und gradlinig wird der Blick herumschweifen können, an keinem Birsel und Dicksicht wird er

sich stoßen. Unförmige, verletzte, nicht sauber gewachsene Stämme sind weggeräumt. Man möge sich vertrösten. Mit nützlicher Sparsamkeit wird neu aufgeforschet werden, und wenn einer lange genug leben könnte, er würde schließlich erfahren, wie Alles schöner und herrlicher geworden sei, als zuvor. — Alpha.

Kleines Feuilleton.

— In der Loge. Durch einen Zufall hatte ich das Logenbillet bekommen. Der Kassirer mußte sich wohl beim Vertheilen der Freilarten geirrt haben. Ich weiß nur, daß ich erröthete, als mich der Logenschlichter darauf aufmerksam machte, daß die Garderobe vorn an der Treppe abgegeben werden müsse. Garderobe! Ich hatte doch nur einen Hut in der Hand und war gewöhnt, den zusammenzuhalten und ihn unter den Arm zu stecken. So macht man es oben auf der Gallerie. Auf die Bemerkung des Logenschlichters wünte ich mir. Er schloß auf und ließ mich eintreten.

Meine Sicherheit verließ mich aber doch, als mich um das volle Licht des Theaterraumes überfluthete. Der Alle sah mich fragend an, weil ich verwirrt hinter den Sesseln stehen blieb. Ich wagte nicht, meine Augen auf einen bestimmten Punkt zu richten. Wo ich mich hinwendete, begegnete ich fragenden Gesichtern. Und diese mit Operngläsern und Loggnons bewaffneten Augen! Ich glaubte, alle seien auf mich gerichtet, nur ich sei das Ziel der Blicke. Und dieses Räuspern und Schwirren, das den großen Raum erfüllte, gelte mir. Verschüchtert sah ich vor mich hin. Da fühlte ich durch meine Augenlider ein buntes Durcheinandergewoge von gepulsten Menschen und das Flimmern und blendende Leuchten der vielen Lichter.

Endlich erloschen die Lampen, der Vorhang wurde emporgezogen und das Orchester setzte ein. Und mit einem Auck erhob ich meinen Kopf. Ich hatte ja ein Recht, hier zu sitzen. Ich hatte ja mein Billet. Doch, um nicht zu stören, blieb ich still stehen. Ich konnte mich ja im nächsten Akt auf meinen Sessel niederlassen.

Und die Sicherheit des Siegers erfüllte mich. Der große, große Wunsch war mir endlich erfüllt. Wie einem Wanderer, der nicht die Früchte von den Gausseebäumen pflücken darf, manchmal ein reifer Apfel vor die Füße fällt, war mir das Billet zugesprochen worden. Dem Orchester und der Bühne ganz nahe, konnte ich alles genau erkennen, ohne die Augen anstrengen zu müssen. Oh, hier unten war es doch ganz anders, wie oben, nahe dem Dache, wo man sich in ersidender Hitze aneinander drängte und in der Pause die Gespräche der ganzen, vielloßigen Nachbarhaft mit anhören mußte. Und was für Gespräche! Selbstverständlich über das Spiel, über die Oper. Aber — die Leute gingen eben zu selten ins Theater.

Das war natürlich im ersten Rang, in den Logen alles anders. Mit welcher Aufmerksamkeit man hier den Vorgängen auf der Bühne und im Orchester folgte! Trotzdem es doch nicht nötig war, hielten alle Damen ihre Gläser und lauggeheilten Loggnons vor die Augen.

Besonders hingekriechen von dem Spiel und der Musik mußten die beiden Damen sein, die vor mir saßen. Die eine war dunkelhaarig, mit edigem Körper, den sie bis halb über den Hinterkopf in dunkle Seide gehüllt hatte. Die andere leuchtete blond und hell aus einem schlichten, ausgeschnittenen Wolle. Fortwährend nickten beide einander zu, lächelten und flüsteren.

Der Gesang und das Spiel erschütterten alle Zuschauer. Der junge Kapellmeister leistete heute Außerordentliches. Die hageren, kraftvolle Gestalt bebte förmlich vor Leidenschaft. . . .

Der erste Akt war beendet. Ich stand noch erstarrt in der Ede. Da gingen die beiden Damen an mir vorbei.

„Oh, wie er immer die Hand hebt!“ meinte entzückt die Blonde.

„Kein, und dieser wundervolle linke Finger!“ seufzte die Andere. —

Theater.

Im Schillertheater habe ich noch niemals lebhaft zischen gehört. Man langweilt sich dort mit Respekt, wenn ein Drama ernster Richtung aufgeführt wird, oder jubelt in herzlichem Behagen mit seinem Schönthan oder Roser. Am Freitag waren die geistig Genügsamen erbittert, und zwar nach dem ersten Akt der Bauern-Lömidie „Bürgermeisterwahl“ von M. Burdhardt, dem früheren Direktor des Burgtheaters in Wien.

Die Satire Burdhardt's ist hier schon einmal als Matinee der Dramatischen Gesellschaft aufgeführt worden. Sie ist in Wien sehr überschätzt worden. Die Satire lebt mehr vom Späß, als von tiefer Bitterkeit. Die Szenenführung ist lose; Episodisches drängt sich vor, das Wesentliche wird eingeeengt. Aber daran lag es nicht, daß die Komödie es zu keinem Erfolg brachte. Die Hauptsache ist: So brave, herzliche Menschen, wie sie in Loewenfeld's Volkstheater heimisch sind, vertragen einmal satirische Absichten nicht. Das stört sie. Sie wollen ihren Seelenfrieden behaupten.

Ähnlich wie Kuederer in der „Fahnenweihe“, nur mit milder kräftiger Frische, lehrt sich Burdhardt gegen die übliche Schönfärberei im alpinen Bauerndasein. Die „biederren Landleute“ haben es fauchdid hinter den Ohren, und die Beamten, von denen sie regiert werden, sind ihrer würdig, der Eine wird ein feucht-fröhlicher Viertrottel, der Andere übt Justiz, wie Dr. Eisenbart die ärztliche Kunst übt. Die völlige Korruption wird in der Berührung mit wienerischem

Großkapital klar. Ein verachteter Jude mit Namen Prager errichtet eine Holzpapier-Fabrik im Orte, und die Bauern kaufen sich die Hacken ab, um dem verdammten Juden ihre Gründe natürlich gegen Ueberzahlung zu verkaufen. Der Jude hat's dazu, und zum Schluß kommt die Ergöglichkeit zu stande, daß der Jud Prager die erste Person im Ort wird. Jeder der käuflichen wollte ihm gefällig sein und tröstete sich damit, es kommt nicht auf, die Bürgermeistereiwahl ist ja geheim. So hauen sich die Spitzbuben gegenseitig über's Ohr.

Nach meiner Empfindung war die Darstellung auf einen gar zu niedrigem Geschmack gestimmt. Ich habe für den Hauswurst viel übrig; nur soll er den Sinn und Gang der Handlung nicht stören. Es schlingt ein Bauer Kraut und Knödel ganz realistisch hinunter. Schön! Aber dieser Kraut-Mensch hört nicht auf; er macht kindische Späße und auf den Autor selber horcht kein Mensch mehr. An Tyrol's fastigen Humor durfte man bei dem trocken-korrekten Herrn Pategg nicht denken. Im Uebrigen hat das Publikum, wie ich glaube, den Dialekt nicht verstanden.

Die zudringliche und gefällige Philistrität „Unter vier Augen“ des Herrn Fulda lenktete dem Publikum schon besser ein. Das fromme Egeglick, die stillen Hausgeister und das Heimchen am Herd werden darin gepriesen. Der Eruatter stammt aus Fulda's Jünglingszeit, der sturm- und drangvollen. —

Musik.

Verlassen, verlassen,
Verlassen bin i
Wie der Stan af der Stroasser,
Mei Qua vergißt mi.“

Das haben wohl nur Wenige von uns noch nicht gehört, und die Meisten wissen auch, daß es ein volkstümlicher Sang aus Kärnten ist, der musikalischen Welt übergeben von Thomas Koschat (geb. 1845 nahe dem Börter See), dem künstlerischen Vertreter dieser ganz eigenartigen Volks- oder vielmehr Stammesmusik, dem Führer des „Koschat-Quintettes“. Die Verlockung der Bühne brachte ihn dazu, eine Auswahl seiner Veröffentlichungen zusammenzustellen, daraus wurde das „Kärntnerische Liederpiel in einem Akt.“ betitelt „Am Börter See“; 1880 ward es in der Wiener Oper zum ersten und seither dort und an anderen Stellen ungezählte Male aufgeführt. Es ist eine so harmlose Bühnentyrik, daß man nach seiner dramatischen Rechtfertigung gar nicht fragen braucht. Gingen dar es wohl ausfallen. Der kärntnerische Volksgefang besitzt als Spezialität die Vieltimmigkeit, also eine Seltenheit in jener Gattung; und zwar ist es vor allem das Quintett, das ihn auszeichnet, aufgebaut als gewöhnliches Männerquartett mit einem in eigenthümlicher Weise darüber schwebenden ganz hohen Tenor. Koschat's eigene Quintettgesellschaft, im Besitz eines solchen Tenors, hat diese Gesangsform weit und breit bekannt gemacht. Nur hier tritt sie hinter die Einstimmigkeit und die sonstige Vieltimmigkeit zurück, und auch das goldig schöne Lied, dessen Anfang wir zitirt, erscheint als Solo. Wahrscheinlich wollte der Dichter-Komponist die Aufführbarkeit nicht von einer so verschärften Tenorfrage abhängig machen.

Vorgestern also hat uns das Theater des Westens an den Börter See versetzt, und schon der Dekorationsmaler gewann unser Aug und Herz. Auch sonst gelang alles recht gut; für die Länge war eine „süddeutsche Gesellschaft“ gewonnen worden, und einige „Salontivolerei“ nimmt man dabei ja nachsichtig mit in Kauf. Unter den Mitwirkenden sei zunächst Herr Vattioti als flotter Referent genannt, ganz besonders aber Frau Schuster-Wirth in der weiblichen Hauptrolle. Sie traf wenigstens das Süddeutsche, wenn auch nicht das spezifisch Kärntnerische, gut, spielte mit echter Natürlichkeit und sang im Allgemeinen mit vollendeter Kunst.

Daß sie am selben Abend sich selber noch übertreffen werde, hätte man schwerlich vorausgesehen. Es wurde nachher der „Postillon von Lonjumeau“ gegeben, mit der Genannten als Madelaine und Herrn Werner Alberti als Postillon. Jene ist die richtige Darstellerin solcher Doppelrollen, wie es die Frau Postillon und die Regimentsdokter sind; dieser ist einer der wenigen Tenore, die für ihre Kunst auch eine ernste, vornehme Persönlichkeit einzusetzen haben. So liegen beide den Lust dieser Spielerei-Oper vergessen und boten eine wirkliche Kunst dar, in der doch auch das hohe „a b c“ immer wieder mit elementarer Schönheit herauskam. Leider war diese „komische Oper“ diesmal so zusammen- oder vielmehr auseinander gestrichen, als stammte sie nicht von Adolph Adam, sondern von Richard Wagner.

Herr Kapellmeister Bernhard Schuster dirigirte beide Stücke mit reichlicher Plage und tüchtigem Geschid. — sz.

Kulturgeschichtliches.

— Das „Bestelnäpfen“. Vor einigen Tagen wurde eine Frau in Wien zu vierzehn Tagen Arrest verurtheilt, weil sie, um sich an ihrer Quartiergeberin zu rächen, eine Pöche des Kindes derselben mit einem Haar umwickelt hatte. Das Kind hatte große Qualen ausgestanden, bis die Mutter endlich nach Wochen das Haar um die Pöche entdeckte. Die Frage, wie die Verurtheilte auf diese raffinierte Form der Folter kam, wurde nicht erörtert, und es schien, als ob die Bestrafte diese Art der Rache selbst erfunden hätte. Es ist nur ein Schreiben des Kriminalisten Dr. Hans Groß in Graz, des Verfassers des „Handbuchs für Untersuchungsrichter“, an den Strafrichter angelangt, der die Verhandlung leitete. Dieses

Schreiben giebt über das Einbinden von Fingern und Zehen, das sogenannte „Bestelnäpfen“, interessante Aufschlüsse. Professor Groß bezeichnet die Handlungsweise der Verurtheilten als einen Alt böshafter Aberglaubens, der aus uralter Zeit stammt und schon in der Lex salica als schweres Verbrechen bezeichnet wurde. —

Geographisches.

— Ueber eine glücklich verlaufene Forschungs Expedition nach den Salomon-Inseln bringt der in Sydney eingetroffene Dampfer „Sabel“ folgende Einzelheiten: Die Expedition bestand aus dem Kommissar Woodford, dem Kapitän Stephenson, zwei anderen Weißen und drei eingeborenen Führern. Es gelang dieser Gesellschaft die Besteigung und Erforschung des Mount Lamma (Guadacanar), welche vor einigen Jahren die verunglückte österreichische, unter Führung des Barons von Norbed stehende Expedition vergeblich versucht hatte. Die Besteigung erfolgte von der Südseite aus, und man erreichte die Höhe von 6000 Fuß über der See-Oberfläche. Die angebrochenen Eingeborenen waren auffällig friedlich, und die ganze Gesellschaft kehrte unbelästigt mit reichen Schätzen wissenschaftlichen Werths nach ihrer Station zurück. Beim Aufstieg trafen die Forscher eine große Anzahl seltsamer, senkrechter Gruben, die, wie man von den Eingeborenen erfuhr, ein Schwarm großer, wilder Hunde dort vor Jahren angelegt hatte. Die Thiere pflanzten nach Wolfsart in großen Rudeln umherzustreichen und ungeheuren Schaden unter den Viehheerden anzurichten; auch hunderte von Menschen sollen sie aufgefressen haben, ehe sich verschiedene Stämme zusammenthun und dieser Plage ein Ende machten. Die Eingeborenen leben in jener Gegend in den primitivsten Verhältnissen. Drei oder vier Familien wohnen in einer großen, niedrigen Hütte und leben fast nur von Vegetabilien, vornehmlich Yam und Yaro. Dietet sich ihnen dazu Gelegenheit, so sind sie auch dem Genuße von Menschenfleisch keineswegs abgeneigt. —

Medizinisches.

— In einer Arbeit über das Mauseergewehr und seine Wirkung im spanisch-amerikanischen Kriege, die in der Wochenschrift „Mitter Erde“ veröffentlicht wird, findet sich eine Schilderung des amerikanischen Kriegskorrespondenten J. Credmann, der seine Empfindungen bei einer Verwundung, die er erlitten, in folgenden Worten wiedergiebt: Als mich das Mauseergewehr traf, das mir den Arm zerschmetterte und ein Loch in den Rücken bohrte, halte ich ein Gefühl, als hätte mir jemand mit geballter Faust einen Schlag versetzt. Das Gefühl war ungefähr dasselbe, als hätte mir ein übermüthiger Freund von hinten einen etwas zu starken, aufmunternden Puff gegeben. Der Stoß machte mich schwanke, war aber nicht stark genug, mich umzuwerfen. Ich spürte das Geschöß weder am Eingangspunkte, wo es ein ganz kleines Loch hinterließ, noch am Ausgangspunkte, wo es ein Loch von 3 1/2 Zoll Durchmesser riß. Merkwürdig war, wie wenig Schmerz im ersten Augenblick die Stugel verursachte. Im nächsten Moment indessen schon spürte ich einen stehenden Schmerz in der Hand und sah meinen Arm lose herunterhängen, wie einen leeren Kermel. Der Knochen war gebrochen. E. Marshall, einer von den Rough Riders, welcher bei La Quarina verwundet wurde, beschreibt seinen Unfall so: Plötzlich fühlte ich einen Stoß im Rücken; derselbe war nicht besonders stark oder schmerzvoll. Es war, als hätte mir jemand einen leichten Hieb versetzt. Ich fiel zu Boden und zu meinem Erstaunen konnte ich mich nicht wieder erheben. Ich hatte eine Mauseerlugel erhalten. Dieselbe verursacht ein sonderbar zischendes Geräusch, ganz verschieden von dem der alten Kugeln. Soweit ich den Klang beschreiben kann, sind es drei „Z“ und dann „E W“. Ungefähr: „Z-Z-Z-E W“. Man glaubt, man könne den Kugeln ausweichen. Die Leute vom Rothem Kreuz kamen zuerst zu mir und verbanden mich. Dann untersuchte mich ein Arzt und sagte mir, daß ich nur noch einige Momente zu leben hätte, denn meine Wunde sei tödtlich. Ich glaubte ihm. Ich fiel in Ohnmacht und als ich erwachte, lag ich mit anderen Verwundeten unter einer Baumgruppe. Ohne Schmerzempfindung lag ich in dem langen Gras und fand später viele Verwundete, welche eine ähnliche Erfahrung machten. Die Konstatirung des Arztes, daß meine Wunde tödtlich sei, beeinflusste mich moralisch ebensowenig, wie es die Wunde physisch that. Dieser moralische und physische Indifferentismus kam nur eine Folge der gewaltigen Erschütterung durch die Mauseerlugel gewesen sein. Später, als sich meine Empfindung wieder regte, glaubte ich, rothglühende Nadeln seien in mein Rückgrat von oben bis unten geschossen worden. Die Ursache dieses Gefühls rührte von den in die Wunde gedrunghenen Knochensplittern her. —

Aus dem Thierleben.

— Die Vogelwelt des Bismarck-Archipel schilderte Prof. Reichenow in einem längeren Vortrage, den er in der letzten Sitzung der Deutschen Ornithologischen Gesellschaft hielt. Einem Bericht der „Voss. Ztg.“ über seine Ausführungen entnehmen wir das Folgende: Die Inselgruppe, welche als Bismarck-Archipel bezeichnet wird, erstreckt sich nordöstlich von Neu-Guinea ungefähr vom Aequator nach Süden bis zum achten Grad; man schätzt ihren Flächeninhalt auf 47 000 Quadratkilometer, von welchen Neu-Pommern allein ungefähr 25 000 Quadratkilometer einnimmt. Die Inseln sind zum Theil dicht bewaldet, und thätige Vulkanen finden sich an verschiedenen Stellen. Gewöhn-

lich ist der Strand sumpfig und von Mangrovebäumen besetzt. Hinsichtlich der Zusammensetzung seiner Vogelwelt ist der Bismarck-Archipel am nächsten mit Neu-Guinea verwandt, weist aber doch so viele Eigentümlichkeiten auf, daß man diese Inselgruppe als ein besonders thiergeographisches Gebiet betrachten muß. Der aus Deutschland kommende Reisende vermißt dort eine Anzahl von Vogelarten, welche in Europa zahlreich vertreten sind. Kein Specht läßt in den Wäldern des Bismarck-Archipels sein Hämmern ertönen und keine einzige Finkenart ist dort zu Hause. Auch die Geier, welche über den größten Theil der Erde verbreitet sind, fehlen dort vollständig. Dagegen sind die Kasuare, die Großfußhühner und die Finselzüngler für das Gebiet ebenso charakteristisch, wie die prächtig gefärbten Flammfußtauben. Merkwürdig ist hier die große Zahl der Arten, welche auf die Inselgruppe beschränkt sind. Kaladus, Zwergpapageien, Edepapageien sind in zahlreichen Formen vertreten. Auch die Eisvögel sind außerordentlich artenreich, und von Fliegenfängern giebt es dort mannigfaltige Spezies. Unter den Raubvögeln ist ein Wespenbussard mit langem, stufigem Schwanz merkwürdig, und ein Falke mit zwei zahnsförmigen Vorprüngen am Schnabel. Pirole und Paradiesvögel sind merkwürdigerweise noch nicht nachgewiesen, kommen aber wahrscheinlich in den noch unerforschten Gegenden des Gebietes vor. Von Wandervögeln finden sich dort viele ostibirische Arten, welche auf ihrem Zuge bis in jene fernsten Gegenden gelangen. Man kennt jetzt 174 Arten vom Bismarck-Archipel; das ist eine sehr geringe Zahl, wenn man bedenkt, daß in der Mark Brandenburg allein 275 Arten bekannt sind und in den Tropen doch eine weit größere Menge von Formen erwartet werden darf. Von diesen 174 Arten kommen 72 nur im Archipel vor. Der Vortragende berichtete eingehend über die Lebensweise einiger der interessantesten Formen. Die Großfußhühner verscharen ihre Eier in den heißen vulkanischen Sand und überlassen der Bodenwärme das Ausbrüten. Die Eier sind sehr groß und enthalten so viel Nahrungsbotter, daß der junge Vogel vor dem Austrischen sein vollständiges Federkleid entwickeln kann. Diese Vögel unterwählen manche Gegenden so sehr, daß man bei jedem Schritte in den unterminirten Boden einbricht. Die kleinen Spechtpapageien laufen wie unser Kleiber an den Baumstämmen herauf, die bunte Pitta baut Nester, welche denjenigen unserer Nachtigall ähnlich sind. —

Humoristisches.

— Schlechtes Gewissen. A.: „Warum lassen Sie denn Ihre Alpenmilch-Annonce nicht mehr in die Zeitung einrichten?“

B.: „Weil Sie f mir's letzte Mal unter „Vermischtes“ gedruckt haben!“ —

— Natürliche Folge. Der Gymnasialdirektor Dr. Mäuse giebt den Abiturienten gute Lehren mit auf ihren ferneren Lebensweg. „Meine lieben jungen Fremde,“ sagte er unter Anderem, „hütet Euch vor dem Laster. Das Laster ergreift den Menschen mit der Zeit ganz und gar und richtet ihn schließlich zu Grunde. Da ist zum Beispiel das Tabakrauchen ein solches Laster. Als ich noch Ordinarius an der Obertertia war, hatte ich einen Schüler, der rauchte. Es war ein gesunder, großer und kräftiger Mensch — ich sehe ihn noch deutlich vor mir. Nach zwei Jahren war er todt. Er erkrankte zwar — aber wer weiß, wenn er nicht geraucht hätte...!“

— Schäkung. Hausfiser (der sich beim Arzte eine kleine Wunde nähen ließ): „Was bin ich schuldig?“

Arzt: „Drei Mark!“

Hausfiser: „Was, drei Mark for de paar Stich?!... Ja was kost' denn dann bei Ihne e' ganzer Ueberzieher?“ —

(„Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Ludwig Augengruber soll in Wien ein Denkmal bekommen. — Beiträge nimmt die Deutsche Bank in Berlin entgegen. —

— Eine neue umfangreiche Sendung werthvoller hebräischer Fragmente aus der alten Kairiner Synagoge ist an das Britische Museum gelangt. —

— Hermann Sudermann muß sich in der Würzburger Klinik abermals einer Kur unterziehen. —

— Zur Feier von Friedrich Spielhagens 75. Geburtstag wird am 24. d. M. im Schauspielhause des Dichters Drama „Liebe für Liebe“ in Szene geben. —

— Ein vor einiger Zeit vom Berliner Museum als wichtiges griechisches Originalwerk erworbener großer Marmorkopf ist als eine moderne Fälschung erkannt worden. —

— Zwischen dem Verein Berliner Künstler und der Berliner Sezession sollen Einigungsversuche gemacht werden. —

— In Leipzig soll ein Denkmal für Johann Sebastian Bach errichtet werden. Von den erforderlichen 30 000 M. sind jetzt 11 000 M. aufgebracht. —

— Der deutsche Physiologe Prof. Karl Schönlein, Abtheilungsvorsteher an der zoologischen Station in Neapel, hat sich erschossen. —